

**ANDREAS
ESCHBACH**



**DIE
AUFERSTEHUNG**

ROMAN

**SPIEGEL
Bestseller-
Autor**

KOSMOS

Umschlagillustration und -gestaltung von
Johannes Wiebel | punchdesign, München,
unter Verwendung von Motiven von AdobeStock

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

© 2025 by Andreas Eschbach

Unser gesamtes lieferbares Programm und viele
weitere Informationen zu unseren Büchern, Spielen,
Experimentierkästen, Aktivitäten, Autorinnen und
Autoren findest du unter **kosmos.de**



Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier

© 2025, Franckh-Kosmos Verlags-GmbH & Co. KG,
Pfizerstraße 5–7, 70184 Stuttgart
kosmos.de/servicecenter
Alle Rechte vorbehalten
Wir behalten uns auch die Nutzung von uns veröffentlichter Werke
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Mit freundlicher Genehmigung der Universität Michigan
Based on characters by Robert Arthur.

ISBN 978-3-440-17974-1
Redaktion und Lektorat: Anne Pagel und Susanne Stegbauer
Gestaltung und Satz: DOPPELPUNKT, Stuttgart
Produktion: Lisa Mühlenbrock
Druck und Bindung: Finidr, s.r.o., Český Těšín
Printed in Czech Republic / Imprimé en République tchèque

**ANDREAS
ESCHBACH**



**DIE
AUFERSTEHUNG**

ROMAN

KOSMOS



Atalaia do Norte ist die westlichste brasilianische Gemeinde im Amazonas. Sie liegt am Ufer des Rio Javari, der zugleich die Grenze zu Peru bildet. Nicht, dass die Einwohner hier sich viel um Grenzen kümmern würden. Die Gegend ist flach, der Blick reicht weit – man könnte fast glauben, bis an die Enden der Welt –, und was man sieht, ist vor allem Wald. Anderswo sind große Teile des Regenwalds abgeholzt worden, um Platz für Ackerflächen zu schaffen, doch hier steht er noch, so unberührt, wie ein Dschungel im 21. Jahrhundert nur sein kann.

An jenem Mittwochnachmittag Ende August lag schwüle Mittagshitze über dem Ort. Das Thermometer zeigte 34° Celsius, und nur ein paar magere Hunde schlichen auf den größtenteils nicht asphaltierten Straßen herum. Wer nicht unterwegs sein musste, blieb im Schatten.

In der Markthalle am Ende der Rua Costa e Silva war so gut wie nichts los. Auf grob gezimmerten Holztischen, die, genau wie das Gebäude, gelb und blau gestrichen waren, wurde Gemüse feilgeboten, dazu riesige Melonen und Bananen in allen Variati-

onen, von gelben, fleckigen Bündeln bis hin zu ganzen Bananenstauden, an denen die Früchte noch grün waren. Hinter den Tischen saßen Frauen auf Plastikstühlen und unterhielten sich mit träger Gelassenheit. Sie trugen leichte Kleider oder T-Shirts und Röcke, und alle hatten sie Zehensandalen an den Füßen.

Unter einem Vordach nebenan standen ein paar knallbunte, neu aussehende Motorräder. Junge Männer lümmelten darauf herum, redeten und warteten, dass die Hitze nachließ.

Bis einem von ihnen das Kanu auffiel.

»*Olá*«, sagte er zu seinen Freunden und wies auf den Fluss hinaus, wo ein Kanu, von Westen kommend, quer über den breiten, braunen, träge dahinfließenden Rio Javari auf die Stadt zuhielt.

Es war ein Kanu, wie es manche der Indigenen immer noch verwendeten. Was an sich nichts Ungewöhnliches war, denn in Atalaia do Norte lebten Menschen jedweder Herkunft friedlich zusammen, und jemandem in Stammestracht und mit Pfeil und Bogen in der Hand zu begegnen, war keine Seltenheit.

Doch zwischen den beiden Männern, die das Kanu mit kraftvollen Bewegungen ihrer Paddel vorantrieben, saß eine weiße Frau mit auffallend hellen blonden Haaren, die in der Sonne leuchteten wie Gold. Und das *war* ein ungewohnter Anblick.

Bis das Kanu das Ufer erreicht hatte und zwischen all den Fischerbooten, die hier ankerten, anlegte, standen die jungen Männer schon am Ufer, neugierig, was das zu bedeuten hatte. Auch die Händlerinnen hatten ihre Marktstände im Stich gelassen und beobachteten das Geschehen.

Was geschah, war, dass die Frau ausstieg und den beiden Männern im Boot zunickte, die nur Lendenschurze trugen. Die Män-

ner erwiderten das Nicken stumm, stießen sich dann sofort wieder ab und fuhren davon, in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Die Frau dagegen erklomm, barfuß und unbeholfen, das Ufer.

Derjenige, der das Kanu als Erster entdeckt hatte, trat rasch vor, reichte ihr die Hand und half ihr herauf.

Aus der Nähe betrachtet sah die Frau bedauernswert aus. Sie trug einen primitiven Lendenschurz und ein uraltes, zerrissenes T-Shirt, und sie war so schmutzig, als hätte sie wochenlang im Schlamm geschlafen. Zahllose Stiche und Kratzer zierte ihre blasse Haut. Die blonden Haare schienen mit einer Machete gestutzt worden zu sein.

»*Please*«, sagte sie mit rauer, erschöpfter Stimme. »*Take me to the Police Station.*«

Die jungen Männer musterten einander. So viel Englisch verstand jeder von ihnen, der Touristen wegen, die es ab und zu in den Ort verschlug.

»*Polícia*«, sagte der, der ihr geholfen hatte. »*Yes. Come with me.*«

Klar, dass er sie zu seinem schicken, knallroten Motorrad führte. Sie schien kein Problem damit zu haben, lächelte dankbar. Er ließ den Motor an, seine Freunde taten dasselbe, und so fuhren sie die blonde Frau im Konvoi durch die Stadt, bis in die Rua João Batista zur örtlichen Polizeistation.

Auch dort hatte man der Ruhe gepflegt, doch das unüberhörbare Nahen der Motorräder schreckte die Polizisten beizeiten auf. Wachsam und mit hochgezogenen Brauen verfolgten sie, wie all die jungen Männer hereindrängten, die halb nackte, verwahrloste Frau mit den blonden, übel zugerichteten Haaren in ihrer Mitte.

Ob einer von ihnen Englisch spräche, erkundigte sich die Frau, ehe jemand dazu kam, etwas zu sagen.

Als der *Delegado de Policía* das bestätigte, sagte sie: »Ich bin amerikanische Staatsbürgerin. Bitte verständigen Sie die US-Botschaft. Sagen Sie ihnen, ich sei von den Toten auferstanden.«



Dinge zu reparieren ist das Beste, was Sie für die Umwelt tun können. Es hilft ihr mehr, als wenn Sie sich vegan ernähren, aufs Auto verzichten und Ihr Gemüse selbst anbauen. «

Der Mann, der das sagte, war Mitte fünfzig, stämmig, mit leicht gelockten, dunklen Haaren und ersten grauen Strähnen. Sein dünner Kinnbart ließ ihn aussehen wie einen alt gewordenen Piratenkapitän. Er stand inmitten eines Vierecks aus langen Tischen, an denen eine Menge Leute saßen, die geräuschvoll mit Werkzeug an allerhand zerlegten Toastern, Radios, Computern, Mikrowellenherden und anderen Geräten herumschraubten. Es roch nach Öl und Staub und verbranntem Lötzinn. Der Hausmeister würde deswegen nachher wieder meckern und den Saal kräftig durchlüften.

Der Name des Mannes war Justus Jonas, und was hier stattfand, war der Reparaturkurs, der jeden Mittwochnachmittag den Gemeindesaal von Rocky Beach in eine Lehrwerkstatt verwandelte. Früher hatte der Nebenraum ausgereicht, aber irgendwann hatten sie in den großen Saal umziehen müssen. Was auch seine Nach-

teile hatte: Durch die hoch gelegenen Fenster fiel zwar Licht ein, doch um die Arbeitsflächen richtig auszuleuchten, musste man zusätzlich alle Strahler einschalten.

Es herrschten angenehme Temperaturen, wie überhaupt der September einer der angenehmsten Monate in Rocky Beach war. Die größte Sommerhitze war überstanden, aber der Herbst ließ noch auf sich warten.

Matteo Torres saß abseits des Geschehens hinter einem Tisch, vor sich eine Kasse und neben sich mehrere große Kisten mit Werkzeug, deren Griffe alle mit Goldfarbe lackiert und mit der Aufschrift *GC Jonas* versehen waren. Viele Teilnehmer brachten eigenes Werkzeug mit, aber man konnte auch Werkzeug ausleihen, gegen ein Pfand von jeweils zwanzig Dollar, das man am Ende wieder zurückbekam.

Ein schüchtern lächelndes Mädchen kam mit einem Torx-Schraubenzieher an, der aus der Kiste stammte. »Ich glaube, ich brauche den eine Nummer größer«, sagte sie leise.

Matteo warf einen Blick auf die Gravur. »Also einen 8er«, stellte er fest. »Moment.« Er fand den 8er-Torx auf Anhieb, sie tauschten, dann zog das Mädchen wieder ab.

»Hersteller wollen natürlich nicht, dass Sie kaputte Dinge reparieren«, fuhr Justus Jonas fort. »Hersteller wollen, dass das, was Sie kaufen, kurz nach dem Ende der Garantie kaputtgeht, damit Sie es wegwerfen und ein neues Gerät kaufen. Deswegen verändern sie ihre Produkte auch ständig. Sie sollen das Gefühl haben, dass Sie dadurch etwas Neues und Besseres bekommen. Was in den meisten Fällen reine Illusion ist.«

Seit Matteo als Assistent für Justus Jonas arbeitete, hatte er ihn

das schon oft sagen hören, aber seltsam, es klang immer so, als formuliere er den Gedanken zum ersten Mal. Nachhaltigkeit war dem Mann ein echtes Anliegen, das stand fest.

»Und diese Strategie«, fuhr Justus fort, »funktioniert leider. Es gibt Statistiken, wonach sechzig Prozent aller Dinge, die ein amerikanischer Haushalt kauft, nach sechs Monaten auf dem Müll gelandet sind. Und jetzt überlegen Sie mal, was das heißt! Kann es wirklich unsere Aufgabe im Leben sein, die gesamten Ressourcen des einzigen Planeten, den wir haben, nach und nach in Müll zu verwandeln?«

Die Köpfe rings um den Tisch nickten beifällig. Es lagen nicht nur geöffnete Geräte herum, sondern auch Stiefel und Winterjacken. Leute, die das erste Mal teilnahmen, staunten oft, dass jemand wie Justus Jonas auch mit Nadel und Faden umgehen konnte, genau wie mit Ahlen, Locheisen und Riemenschneidern.

»Mehr und mehr werden Geräte so gebaut, dass man sie gar nicht mehr reparieren *kann!*«, rief er. »Das dürfen wir nicht akzeptieren! Als ob es nicht genug wäre, dass sie so *konstruiert* werden, dass sie vorzeitig kaputtgehen. Hier, dieser Drucker zum Beispiel, den einer von Ihnen letztes Mal mitgebracht hat ... Sie waren das, Bill, nicht wahr?«

Er richtete seine Handkamera auf das Gerät, dessen Teile vor ihm auf dem Tisch lagen. Das, was die Kamera sah, erschien auf einem der großen Bildschirme.

»An sich ist der Drucker tadellos konstruiert. Elegant, könnte man sagen. Da hat jemand gewusst, was er tut. Aber ... das Gerät hat eine Schwachstelle. Und die ist so schwach, dass mir keiner erzählen kann, das sei ein Versehen: dieses Zahnrad hier.«

Auf dem Bildschirm sah man ein Zahnrad aus Plastik, dem ein Zahn fehlte.

»Es ist ein zentrales Element, denn es treibt die Belichtungstrommel an. Und es ist empfindlich. Jedes Mal, wenn man eine neue Druckerpatrone einsetzt, kann es passieren, dass ein Zahn überbelastet wird und ein Riss entsteht. Ein Riss in Plastik hat die Tendenz, größer zu werden, also ist es nur eine Frage der Zeit, bis der Zahn abbricht. Dann blockiert der Transport, und der Drucker verweigert seinen Dienst – alles wegen eines einzigen winzigen Stücks Plastik.«

Justus Jonas reckte sich, sah in die Runde. »Der Trick dabei ist, dass man dieses Zahnrad nicht nachkaufen kann. Es hat nicht mal eine Bestellnummer. Warum? Weil diese Firma nicht will, dass Sie Ihren Drucker reparieren. Sie will, dass Sie ihn wegwerfen und einen neuen kaufen. Nämlich das diesjährige Modell, das angeblich *viel* besser ist.«

Auf dem Bildschirm sah man nun, wie seine vergrößerte Hand ein zweites, golden schimmerndes Zahnrad neben das kaputte aus blassem Plastik legte.

»Ich habe dieses Zahnrad nachgebaut, aus einem Stück Messing für fünfzig Cent. Zugegeben, das können Sie nicht, denn dazu braucht man eine spezielle Fräsmaschine. Zufällig besitze ich eine – übrigens ein ebenfalls sehr altes Gerät, das ich bei einer Firmenauflösung günstig erworben habe und erst reparieren musste. Okay. Ich setze dieses Ersatzteil mal ein, dann sehen wir, ob es was bringt.«

Jetzt bastelte niemand mehr. Alles sahen gebannt zu, wie Justus Jonas das schimmernde Teil einsetzte und den Drucker wieder zusammenbaute, der übrigens noch aussah wie neu. Er schloss

seinen betagten Laptop an, drückte eine Taste – und der Drucker spuckte mit leisem Summen ein sauber bedrucktes Blatt Papier aus.

Jemand klatschte Beifall, die anderen fielen ein.

»Sehen Sie? Ein schlichter Eingriff, und das Gerät ist von den Toten auferstanden. Und weil bei diesem neuen Zahnrad keine Zähne mehr ausbrechen werden, dürfte der Drucker noch jahrzehntelang gute Dienste tun.« Justus Jonas stöpselte das Gerät aus und übergab es seinem glücklich strahlenden Besitzer.

Die Runde beruhigte sich wieder. Jemand fragte: »Apropos, Mr Jonas – was halten Sie von der Meldung, dass in Brasilien eine Frau aufgetaucht ist, die von den Toten auferstanden sein soll?«

»Was liest du denn für Zeitungen?«, meinte ein anderer grinsend.

»Das stimmt so nicht«, warf eine ältere Dame ein, die heute ihren Plattenspieler repariert hatte. »Die Frau, die letzte Woche wiederaufgetaucht ist, war sieben Jahre im Amazonasdschungel verschollen. Darum ging es.«

»In dem Bericht, den ich gelesen habe, stand, sie heiße Therese H. und sei Amerikanerin«, wusste ein Vierter.

»Das ist garantiert nicht der richtige Name«, meinte die Dame. »Den dürfen Zeitungen nicht einfach so nennen.«

»Ich habe gelesen, sie hätte den Behörden gesagt, sie sei von den Toten auferstanden«, erklärte derjenige beharrlich, der das Thema aufgebracht hatte.

Dann blickten alle Justus Jonas an, als erwarteten sie von ihm ein abschließendes Urteil in dieser Sache.

Matteo war nicht entgangen, wie Justus Jonas' Gestalt sich während dieses Wortwechsels versteift hatte, ein untrügliches Zeichen

dafür, dass er sich ärgerte. Wobei er sich selten ärgerte. Aber wenn er den Eindruck gewann, die ganze Zeit nur vor eine Wand geredet zu haben, dann brachte ihn das zuverlässig auf die Palme.

»So etwas wie Auferstehung von den Toten gibt es nicht«, erklärte er nun in leisem, aber scharfem Ton, »denn, wenn jemand ins Leben zurückkehrt, dann war er vorher quasi definitionsgemäß nicht tot. Erstens. Und zweitens geht es in diesem Kurs um *Gegenstände*. Um Geräte. Maschinen. *Nicht* um Menschen. Falls ich Ihnen den Eindruck vermittelt haben sollte, man könne alles reparieren, sei an dieser Stelle ausdrücklich und unmissverständlich gesagt, dass es durchaus Dinge gibt, die irreparabel sind.«

Die Worte verhallten in betretener Stille, schienen einen Moment lang zwischen den kahlen Wänden des Saals zu schweben und nicht zu wissen, wohin sie sollten.

Dann sagte Justus Jonas: »Okay. Es ist ohnehin Zeit; machen wir Schluss für heute. Denken Sie daran, dass wir uns erst am dritten Mittwoch im Oktober wiedersehen. Falls Sie bis dahin wieder etwas zu reparieren haben.«

Matteo sah auf die Uhr und wunderte sich. Es stimmte nicht, dass der Kurs schon vorbei war. Gut zwanzig Minuten hätten sie noch gehabt. Zudem stand erst mal eine mehrwöchige Pause an, weil der Gemeindesaal für die alljährliche Ausstellung der Künstler von Rocky Beach benötigt wurde.

Aber niemand erhob Einwände, alle packten zusammen, und diejenigen, die Werkzeug geliehen hatten, kamen zu ihm, um es gegen ihr Pfand einzutauschen.

Das mit der Frau aus dem Dschungel hatte Matteo ebenfalls gehört. In den Nachrichten am Wochenende war es eine von

diesen Meldungen gewesen, mit denen man die Sendezeit füllte, wenn nicht genug von Belang passiert war in der Welt. Der Moderator hatte einen Witz darüber gemacht, aber Matteo wusste schon nicht mehr, was für einen.

Justus fragte sich, warum ihn die Diskussion so geärgert hatte. Eine harmlose Assoziation. Er hätte es abtun und einfach weitermachen sollen. Vor allem hätte er sich nicht aufregen sollen.

Andererseits: Wenn die Leute das Wesentliche dessen, was er ihnen beizubringen versuchte, nicht begriffen, hatte man dann nicht das Recht, erbost zu sein?

Er ging Matteo zur Hand, half ihm, die Sachen hinauszutragen. Der Hausmeister wartete, klapperte schon ungeduldig mit seinem großen Schlüsselbund. Alle Türen standen weit offen, eine warme Brise zog durch den Saal. Man roch den nahen Ozean.

Als sie sämtliche Gerätschaften im Kofferraum seines alten Mercedes verstaut hatten, war die Sonne schon hinter die meerwärts gelegenen Gebäude gesunken und warflange Schatten über den Platz vor dem Gemeindehaus. Ein paar der Teilnehmer standen immer noch beisammen und redeten. Der Hausmeister schloss die Türen geräuschvoll, gleich darauf rasselten die Schutzgitter herab.

»Alles drin«, verkündete Matteo und schlug den Kofferraumdeckel zu. »Wir können.«

»Danke«, sagte Justus. Was täte er nur ohne den jungen mexikanischen Studenten, der ihm seit drei Jahren als Chauffeur diente?

Was übrigens eine Frage war, auf die er bald eine Antwort würde finden müssen.

Er stieg ein, setzte sich wie immer auf die Rückbank. Justus legte Wert darauf, zu leben, was er predigte. Sein Wagen war über zwanzig Jahre alt, vielfach repariert, aber nach wie vor top in Schuss. Einst hatte er einem Popmusiker gehört, der inzwischen in Vergessenheit geraten war. Der hatte den Mercedes seinerzeit vergolden lassen, von vorne bis hinten, alles, mit Ausnahme der Fenster und Scheinwerfer.

Das Gold war allerdings nur hauchdünn gewesen. Regen, Temperaturwechsel und der in den kalifornischen Winden allgegenwärtige Staub hatten es nach und nach abgetragen, was den Wagen heute eher schäbig denn kostbar aussehen ließ. Doch Justus hatte sich bislang nicht dazu durchringen können, ihn neu lackieren zu lassen. Irgendwie hatte er das Gefühl, dass er damit den Charakter des Fahrzeugs verraten würde.

Matteo schwang sich hinters Steuer, nahm seine Brille ab, um sie rasch zu putzen, und ließ dann den Motor an.

»Matteo«, sagte Justus, »ich nehme an, Sie werden die Herbstpause wieder für Bewerbungen nutzen?«

»Ja, Mr Jonas«, erwiderte der hagere Student. »Ich habe es mir zumindest vorgenommen.«

»Sie sagen mir aber rechtzeitig, wenn ich mich nach Ersatz für Sie umsehen muss?«

»Ja, natürlich.« Das dunkelhaarige Haupt vor ihm wiegte sich zweifelnd hin und her. »Falls es je dazu kommt.«

»Sieht der Arbeitsmarkt für Finanzanalysten so schlecht aus?«, fragte Justus. Matteo Torres hatte am CFA Institute Los Angeles

studiert und sein Zertifikat schon seit Anfang des Jahres in der Tasche, bisher aber keinen Job gefunden. In den Kreisen, in die er mit dieser Ausbildung wollte, schien eine mexikanische Herkunft immer noch ein Stigma zu sein.

Matteo räusperte sich. »Sagen wir so: Je öfter ich Ihnen zuhöre, desto wählerischer werde *ich*, was die Firmen angeht, für die ich arbeiten will. Ich möchte nicht mitverantwortlich dafür sein, dass unnötiger Müll entsteht.«

Justus musste lächeln. »Und als Analyst können Sie das ja auf den Cent genau feststellen ... Tja. Das wird nicht leicht.«

Im Grunde wäre es ihm recht gewesen. Aber er durfte in diesem Fall nicht an sich denken. Der junge Mann hatte sein Leben noch vor sich, und in seinem Teilzeitjob als Assistent und Fahrer für ihn verkaufte er sich weit unter Wert.

»Darf ich Sie auch etwas fragen, Mr Jonas?«

Justus hob verwundert die Brauen. »Natürlich.«

»Das, was Sie da zum Schluss gesagt haben, über Dinge, die irreparabel sind ... Als die Leute angestanden haben, um ihr Werkzeug zurückzugeben, habe ich gehört, wie sich ein paar darüber unterhalten haben. Jemand hat behauptet, Sie hätten eigentlich etwas ganz anderes damit gemeint, und die Übrigen haben alle genickt und ja, ja gesagt und dass es ein Jammer sei.« Matteo suchte seinen Blick im Rückspiegel. »Was hat das zu bedeuten?«

Justus blickte aus dem Fenster. Die Sonne stand tief über dem Pazifik, das Wasser schimmerte wie flüssiges Gold.

Und er fühlte sich plötzlich sehr müde.

»Das ist eine lange Geschichte«, sagte er. »Und ich will eigentlich nicht darüber reden.«



Seltsamerweise kam der Paketbote donnerstags immer eine Stunde später als sonst, meist gegen halb elf. Die *Quencher Literary Agency* bekam naturgemäß täglich sehr viele Pakete: Belege von Büchern, die die Agentur vermittelt hatte, ausländische Bücher, deren Verlage ein amerikanisches Verlagshaus suchten, und mitunter auch dicke Manuskripte von älteren Autoren, die sie aus alter Gewohnheit lieber ausgedruckt schickten statt per E-Mail. Ein hochbetragter Autor beliebter Kriminalromane, den sie vertraten, schrieb sogar noch auf einer Schreibmaschine, mit Kohlepapier und Durchschlägen.

Bob Andrews erkannte den Paketboten an seiner Art zu klingeln: kurz-lang, lang-kurz. Die anderen kannten das Signal auch, aber nur Bob wusste, dass es der Morse-Code für den Buchstaben P war, P wie Post.

Die Agentur belegte das gesamte oberste Stockwerk eines älteren, sandbraun gestrichenen vierstöckigen Geschäftsgebäudes in Mid-Wilshire, einer der weniger bekannten Nachbarschaften von Central Los Angeles. Das Gebäude ließ einiges zu wünschen

übrig, doch die Lage war großartig, fand Bob: Es war nicht weit nach Downtown, und vor allem war es nicht weit bis Koreatown, was bedeutete, dass man mittags die Auswahl aus mindestens zwanzig guten Restaurants hatte. Von denen man sich zudem immer sagen konnte, dass man womöglich von zukünftigen Filmstars bedient wurde, denn auch Hollywood war nahe.

Und vom Stadtteil Culver City aus, wo er wohnte, brauchte er, wenn er Glück hatte, nur eine Viertelstunde mit dem Auto. Wenn er in die Rushhour geriet, allerdings eher eine ganze Stunde.

Als er die schwere Eingangstür zuschlagen hörte, was bedeutete, dass der Bote mit seiner Sackkarre wieder fort war, stand Bob auf und ging in den Empfangsbereich, wo Mrs Randall schon anfang, die Pakete zu sortieren.

»Heute was für mich dabei?«, fragte er.

Mrs Randall schüttelte den wie immer tadellos frisierten Kopf. »Wieder nicht. Wenn Sie sonst nichts auf dem Schreibtisch haben, werden Sie sich heute freinehmen müssen.«

»Na«, meinte Bob, »ganz so schlimm ist es noch nicht.«

In diesem Moment ging die Eingangstür wieder auf, und Sebastian Quencher, der Inhaber der Agentur, kam herein. Er war sichtlich gut gelaunt, wie meistens, wenn er von einem seiner ausgedehnten Frühstücke mit alten Bekannten aus dem Verlagswesen kam.

»Ah, Andrews!«, rief er aus. »Ich habe was für Sie. Kommen Sie doch gleich mit in mein Büro, falls Sie Zeit haben.«

Quencher war ein Urgestein, eine Kanonenkugel auf zwei Beinen, mit einer spiegelnden Glatze, dafür aber einem wallenden Patriarchenbart. Nach einer erfolgreichen Karriere als Lektor in

verschiedenen Verlagen hatte er vor über zwanzig Jahren seine Agentur gegründet, und Bob Andrews war einer seiner ersten Mitarbeiter gewesen. In all der Zeit hatte Quencher immer wieder aufsehenerregende Deals abgeschlossen und oft einen guten Riecher für Trends und Bestseller bewiesen: Keine Frage, dass Bob Zeit hatte und ihm neugierig folgte.

Quenchers Büro war das einzige, das über einen Balkon verfügte. Der allerdings nutzlos war, des vielen Verkehrs wegen, was man sofort merkte, wenn man eine der schallisolierten Terrassentüren öffnete. Ebenfalls im Unterschied zu den anderen, eher nüchtern eingerichteten Büros war dieses holzgetäfelt. An den Wänden hingen zahlreiche aufwendig gerahmte nautische Karten, und auf dem Schreibtisch thronte, unter Glas, ein detailliertes Modell der hochseetüchtigen Jacht, die Quencher seit ein paar Jahren sein Eigen nannte. Sie lag in Cabrillo Marina vor Anker, und er, seine Frau und sein Bruder unternahmen damit regelmäßig Exkursionen entlang der Westküste.

»Setzen Sie sich, Bob, setzen Sie sich«, forderte Quencher ihn auf und trat an das Sideboard aus edlem Kirschholz, auf dem etliche Flaschen nicht minder edlen schottischen Whiskys standen, ein weiteres seiner kostspieligen Hobbys. »Sie wollen, wie üblich, nichts?«, fragte er, während er nach einem Glas griff.

»Wie üblich«, erwiderte Bob.

Quencher goss sich zwei Fingerbreit der goldgelben Flüssigkeit ein und ließ sich dann hinter dem Schreibtisch nieder.

»Sagen Sie, Bob«, begann er, »haben Sie von dem Mädchen gehört, das sieben Jahre im Dschungel verschollen war und letzte Woche wieder aufgetaucht ist?«

Bob fürchte die Stirn. Ja, da klingelte was. »Da kam eine Meldung im Radio, glaube ich. Am Montag auf der Herfahrt. Wieso?«

»Was halten Sie davon?«

Bob hob die Schultern. »Höchste Zeit, dass der Kongress aus der Sommerpause kommt, würde ich sagen. Die Medien wissen schon nicht mehr, was sie bringen sollen.«

»Das Verrückte ist«, meinte Quencher und sah dem Whisky zu, den er in seinem Glas rotieren ließ, »dass die Geschichte stimmt. Ein guter Freund von mir, Miller, der früher bei *Double-day* war – ich habe Ihnen bestimmt mal von ihm erzählt, oder?«

»Ja«, sagte Bob, um die Sache abzukürzen. Die Liste von Quenchers guten Freunden war endlos; unmöglich, auf dem Laufenden zu bleiben.

»Also – sein Bruder ist beim Grenzschutz, CBP, und hatte mit der Rückholung der Frau zu tun. Dreiundzwanzig war sie, als sie verschwunden ist, demnach ist sie jetzt dreißig. Galt als tot, aber nun ist sie zurückgekehrt.« Quencher nahm einen Schluck. »Jedenfalls, er hat mir ihren Namen verraten.«

»Oh«, machte Bob. »Darf er das denn?«

»Natürlich nicht.« Quencher grinste breit. »Ist ihm so rausgerutscht. Kann ja passieren. In den Zeitungen heißt sie Therese H., und er hat mir verraten, dass das H. für Hitfield steht.«

»Hitfield?« Bob traute seinen Ohren nicht.

Quencher nickte begeistert. »Da ist mir sofort wieder eingefallen, was Sie mir mal erzählt haben, nämlich, dass Sie den Großvater kannten, nicht wahr? Albert Hitfield?«

Bob fühlte sich leicht benommen. »Kann man so sagen. Ist aber lange her.«

Albert Hitfield war in jungen Jahren Privatdetektiv gewesen, in Brooklyn, New York, bis ihn ein Unfall gezwungen hatte, diesen Beruf aufzugeben. Er hatte sich aufs Schreiben verlegt, auf Basis seiner eigenen Erfahrungen Krimis verfasst, die auf Anhieb zu Bestsellern wurden, und im Zuge ihrer Verfilmung auch im Filmgeschäft Fuß gefasst. Bob war ihm als Teenager das erste Mal begegnet – aber wenn er heute daran zurückdachte, war ihm, als sei das ein ganz anderer Bob gewesen als der, der er heute war ...

Quencher stellte das Glas beiseite und schlug mit den Handflächen auf die lederne Schreibtischunterlage. »Frischen Sie den Kontakt mit der Familie auf, Bob! Bringen Sie die Frau dazu, ihre Erlebnisse aufzuschreiben. Oder sie einen unserer Ghostwriter aufschreiben zu lassen. Ich sehe einen Markt für dieses Buch!«

»Hmm«, machte Bob unbehaglich. An diesen Teil seiner Vergangenheit hatte er eigentlich nicht mehr rühren wollen.

Es war nur so – wenn Sebastian Quencher einen Markt sah, half kein Widerspruch.

Quencher verlegte sich darauf, ungeduldig mit den Fingern zu trommeln. »Und schnell bitte. Ich möchte noch mal einen richtigen Knaller landen, ehe ich in den Ruhestand gehe!«

An diesem Tag ging Bob Andrews nicht mit seinen Kollegen zum Lunch. Er holte sich nur ein Sandwich vom Deli an der Ecke und verbrachte die Mittagspause vor dem Computer, um sich anhand dessen, was er im Internet fand, ein Bild davon zu machen, was eigentlich passiert war.

Seine Recherche ergab Folgendes: Vor sieben Jahren war ein Filmteam von *National Geographic* bei Dreharbeiten im Amazonasgebiet von einem Tropensturm überrascht worden. Der Sturm war ungewöhnlich heftig gewesen, hatte ungewöhnlich weit im Inneren des Festlands gewütet und war zu einer ungewöhnlichen Jahreszeit aufgetreten: ein deutliches Zeichen der Veränderungen, die mit der Aufheizung des globalen Klimas einhergingen. So hatte man das damals kommentiert.

Besagter Tropensturm hatte das Gebiet, in dem die Filmcrew gedreht hatte, quasi hinweggeschwemmt. Mehrere Leute hatten nur noch tot geborgen werden können, andere waren seither verschollen, darunter ebenjene junge Frau, die letzte Woche überraschend wieder aufgetaucht war.

Das war zu dieser Zeit alles an ihm vorübergegangen. Vor sieben Jahren, da hatten er und Abigail ganz andere Sorgen gehabt. Ihr Sohn Dominic, damals dreizehn, war an seiner Schule in eine Drogengeschichte verwickelt worden, hätte als Zeuge gegen eine Bande älterer Mitschüler aussagen sollen, doch diese hatten ihn bedroht und unter Druck gesetzt. Es hatte ein glimpfliches Ende gefunden, aber bis dahin war es ein Albtraum gewesen.

Immerhin hatte Bob seither ein paar gute Freunde beim *Los Angeles Police Department*.

Bob sah auf sein knallgelbes Notizbuch hinab, in dem er sich Stichworte notiert hatte. Tracy, fiel ihm wieder ein. Niemand hatte je Therese zu ihr gesagt. Tracy Hitfield, so hatten sie alle genannt. Die Tochter von Alec Hitfield, dem Sohn jenes Autors, dem es so lange Zeit gelungen war, zu verheimlichen, dass er überhaupt eine Familie hatte.

Auf einmal war es Bob, als sei das alles erst gestern gewesen und als läge der ganze Weg, der ihn auf verschlungenen Pfaden hierhergeführt hatte, noch vor ihm.

Plötzlich fiel ihm ein, dass er Alec, seine Frau Carrie und die kleine Tracy einmal getroffen hatte – aber wo? Das Kind war damals, na, vielleicht zwei Jahre alt gewesen, ein tapsiger, blonder Wonneproppen.

Ewig her. Und oh Wunder, trotzdem hatte er die Nummer des Hitfield-Anwesens immer noch in seiner Adressdatei. Sie stimmte auch noch, als er sie anhand des Telefonverzeichnisses von Malibu überprüfte.

Die Zeiger hatten endlich zwei Uhr nachmittags erreicht. Eine Zeit, zu der man anrufen konnte, ohne beim Lunch zu stören. Bob holte tief Luft, griff nach dem Telefonhörer und wählte.

Es klingelte sechsmal, dann hob jemand ab. »Bei Hitfield«, sagte eine förmlich klingende Stimme. »Sie wünschen?«

»Hallo«, begann Bob in seiner fröhlichsten Stimmlage, »mein Name ist Bob Andrews, ich bin ein alter Freund der Familie. Mit wem spreche ich, wenn ich fragen darf?«

»Selena«, sagte die förmliche Stimme. »Ich bin zuständig für ... das Sekretariat.« Sie sagte es auf eine Weise, die unprofessionell klang und so, als habe sie es noch nicht oft sagen müssen. Mit anderen Worten, Selena war eine Hausangestellte, der man die Aufgabe übertragen hatte, Tracy abzuschirmen.

»Selena«, wiederholte Bob, »wie gesagt, ich bin ein alter Freund der Familie, und als ich gehört habe, dass Tracy wieder da ist, musste ich mich einfach melden. Sagen Sie, könnte ich vielleicht mit ihr sprechen? Oder mit ihrem Vater, Alec?«

»Tut mir leid«, sagte Selena. »Ich darf persönliche Anrufe nur von Leuten durchstellen, die hier auf einer Liste stehen. Und Sie stehen nicht darauf, Sir.«

Mist. »Verstehe. Dann fragen Sie Alec ... also, Mr Hitfield ... er kennt mich sicher noch. Es ist eine Weile her, aber wir kennen uns. Die Sache ist die, dass ich Literaturagent bin, und ich möchte Tracy gern vorschlagen, ein Buch über ihre Erlebnisse herauszubringen. Selbstverständlich würde ich ihr bei allem helfen, beim Schreiben, bei der Verlagssuche und so weiter.«

»Da muss ich nachfragen«, sagte Selena. »Moment.«

Der Hörer wurde beiseitegelegt, Bob hörte, wie sich hallende Schritte entfernten. Richtig, diese große, dunkle Eingangshalle! In der die mehr oder weniger echten Erinnerungsstücke an Hitfields größte Fälle hingen. Die zwei riesigen Regale aus schwarzem Holz mit den unterschiedlichen Ausgaben all seiner Bücher, in sämtlichen Sprachen, in denen sie erschienen waren ...

Jetzt fiel ihm auch wieder ein, wo er Tracy und ihren Eltern begegnet war: in der Eisdiele von Seaview Hill! Es war ein sonniger Tag im August gewesen, der Tag, an dem er Abigail zum ersten Mal mit zu seinen Eltern genommen hatte. Sie hatten damals schon Heiratspläne geschmiedet, da hatte man Leute mit kleinen Kindern natürlich mit anderen Augen gesehen.

Die Schritte kamen schlurfend zurück, der Hörer wurde raschelnd wieder aufgenommen. »Hallo? Tut mir leid, Miss Hitfield hat daran kein Interesse.«

»Aber –«, rief Bob.

»Guten Tag, Mr Andrews.« Und KLACK, war die Verbindung abgebrochen.

Bob legte enttäuscht auf. Nun, immerhin eine klare Antwort. Die auch nicht auf Unkenntnis gründete; schließlich entstammte Tracy einer Schriftstellerfamilie und wusste, was ein Nein in so einem Fall hieß.

Normalerweise hätte es Bob dabei bewenden lassen. Doch er spürte, dass es ihm bei dieser Sache nicht so leichtfallen würde, sie einfach abzuhaken. Er hätte zu gern mehr über diese überraschende Wiederkehr in Erfahrung gebracht – nur wie?

Gegen sechs Uhr abends schimmerten die Klauenfüße aus Messing wie Gold, und die Badewanne, die sie trugen, sah aus wie neu. Was sie nicht war, denn niemand stellte mehr solche Badewannen her. Was dieses Stück wiederum zu einer Antiquität machte. Justus Jonas hatte sie zwei Monate zuvor aus einem Haus gerettet, das abgerissen werden sollte, und Fergus und Stjepan hatten den halben Donnerstag damit verbracht, sie wieder auf Hochglanz zu polieren.

»War 'ne Höllenarbeit«, meinte Fergus.

»Ja, war so«, pflichtete ihm Stjepan bei.

»Aber sieht jetzt gut aus.«

»Ja, echt schön«, fand Stjepan. »Oder, Chef?«

Justus nickte. »Habt ihr großartig gemacht. Ich wüsste nicht, was ich ohne euch täte.«

Die beiden grinsten breit, stießen sich mit den Ellbogen an.

»Stellt sie vorne in den Ausstellungsbereich. Dorthin, wo die Musiktruhe gestanden hat, die wir vorgestern verkauft haben.«

Justus hatte keinen Zweifel, dass ihnen dieses Schmuckstück viel Geld einbringen würde. Es war genau die Art antiker Gebrauchsgegenstand, den sich Leute, die es sich leisten konnten, gern ins schick renovierte Loft stellten. »Und dann habt ihr Feierabend.«

»Alles klar, Chef«, sagte Stjepan und stieß Fergus an, sich in Bewegung zu setzen.

Fergus und Stjepan waren zwei Helfer, die Tante Mathilda vor fünfzehn Jahren >zugelaufen< waren, wie sie sagte, und die seither genauso zum Inventar des Schrottplatzes gehörten wie Tante Mathilda selber. Die beiden waren nicht die hellsten Lichter – Fergus hatte die Schule früh verlassen und konnte nur mit Mühe lesen, Stjepan hatte eine dunkle Vergangenheit, über die er nie sprach –, aber sie waren groß, stark und verlässlich. Stjepan besaß außerdem einen Lastwagenführerschein.

Justus widmete sich wieder der Reparatur eines Rennrads, das ihm jemand aus Rocky Beach für einen symbolischen Dollar überlassen hatte. Seit einem schweren Sturz sei der Rahmen verzogen, hatte er gemeint, da sei nichts mehr zu retten.

Diese Art Geschwätz konnte Justus rasend machen. Er war entschlossen, zu beweisen, dass da sehr wohl noch was zu retten war.

Und dann würde er das Rad für mindestens fünfhundert Dollar verkaufen.

Die Werkstatt befand sich, vor neugierigen Blicken verborgen, im hintersten Teil des Schrottplatzes, auf der dem Tor gegenüberliegenden Seite, hinter einem wahren Gebirge von altem Zeug, das seit Jahrzehnten so manches Geheimnis versteckte. Genauso, wie es auch schon vor einem halben Jahrhundert gewesen war. Nur die technische Ausstattung hatte sich seither deutlich verbessert.

Justus war gerade dabei, das am schlimmsten verbogene Rohr behutsam mit einer Gasflamme zu erwärmen, als er unverkennbare, schleppende Schritte hinter sich hörte: Tante Mathilda.

»Justus«, sagte sie, »da ist eine Dame, die dich sprechen will.«

»Eine *Dame*?«, wiederholte Justus, ohne den Blick von der Stelle zu nehmen, die er bearbeitete. »Sag ihr, sie soll sich einfach umsehen. Und dass wir um halb sieben schließen.«

»Habe ich ihr schon gesagt, aber sie will ausdrücklich *dich* sprechen.«

Justus warf ihr einen konsternierten Blick zu. Was hatte er mit irgendwelchen *Damen* zu schaffen?

Und was hatte es mit dieser *Dame* auf sich, dass sie Tante Mathilda dazu brachte, ihn in seiner Werkstatt zu stören? Was er, wie sie genau wusste, nicht schätzte.

»Geh hin, Junge«, sagte sie. »Ich denke, es ist wichtig.«

Justus schaltete seufzend den Brenner ab. »Wenn du meinst ...«

Tante Mathilda war fast neunzig Jahre alt und nicht mehr gut zu Fuß, aber es war immer noch aussichtslos, sich ihr zu widersetzen, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hatte.

Nach dem Tod von Onkel Titus war es ihr ein paar Jahre lang schlecht gegangen, und eine Weile hatte es so ausgesehen, als wolle sie ihm schnellstmöglich folgen. Doch dann hatte sie sich berappelt und war nun, abgesehen davon, dass ihr einst grauer Pagenkopf schneeweiß geworden war, wieder ganz die Alte. Gut, sie saß öfter und länger in ihrem gusseisernen Gartenstuhl auf der Terrasse als früher, trank den Kaffee dünner und brauchte eine Brille zum Lesen, aber auf ihren Sinn fürs Kaufmännische war noch immer Verlass.

Die *Dame*, wie Tante Mathilda sie genannt hatte, war eine mondän wirkende Frau, nur wenig jünger als Justus selber, auf jeden Fall über fünfzig, in einem teuren Kostüm, teuer frisiert. Durch das noch offen stehende Tor erspähte Justus einen blausilbernen Cadillac, der ihr gehören musste, denn sonst war niemand da.

Zudem kam ihm die Frau vage bekannt vor. Film vermutlich, sagte sich Justus, während er, sich die Hände an einem Handtuch sauber reibend, auf sie zuing. In der Umgebung von Los Angeles – insbesondere in den Straßen Hollywoods – wimmelte es nur so von Leuten, die man irgendwann schon einmal im Kino gesehen hatte.

Sie bedachte ihn mit einem wohlwollenden Lächeln und streckte ihm die Hand entgegen.

»Vielleicht besser nicht«, meinte Justus und zeigte seine immer noch ölige Handfläche vor. »Sie wollten mich sprechen?«

Sie nickte. »Wenn Sie Justus Jonas sind, ja.«

»Der bin ich. Womit kann ich dienen?«

Sie begann, in ihrem schimmernden Handtäschchen zu kramen. »Ich bin gekommen, um mich zu erkundigen,« sagte sie dabei, »ob das hier noch gilt.«

Damit hielt sie Justus eine uralte, zerknitterte Visitenkarte hin.



Ein packender Kriminalfall aus Rocky Beach für alle Fans von spannender Unterhaltung

Auferstehung oder Täuschung? Wer einmal spurlos im Amazonas verschwunden ist, kehrt nie mehr zurück. Tracy – vor Jahren verschollen – schafft jedoch das Unmögliche. Irgendetwas aber stimmt nicht – ihre Stimme, ihre Bewegungen wirken fremd. Die Familie hat Zweifel und bittet den mittlerweile erwachsenen Justus Jonas um Hilfe. Getrieben von alten Instinkten übernimmt er den Auftrag. Doch nichts ist, wie es scheint. Zwischen falschen Identitäten und einer Wahrheit, die nie ans Licht kommen sollte, wird ihm nicht nur der Charme der jungen Frau gefährlich. Ohne seine Kollegen Peter Shaw und Bob Andrews stößt er schnell an seine Grenzen. Die Wege der Detektive von einst kreuzen sich und sie müssen sich den Geistern der Vergangenheit stellen – können sie dabei auch ihre Freundschaft retten?

Ein Fall mit dunklen Wendungen – über Erinnerung, Hoffnung und die Frage, wie weit ein Mensch gehen würde, um jemanden zurückzubekommen, den er verloren hat.

»Ein sehr interessanter Blick auf die erwachsenen Detektive. Und ein wirklich packender Krimi.«

Jens Wawrczeck alias Peter Shaw

»Rasant, modern und trotzdem noch das Original – darauf habe ich lange gewartet!« *Andreas Fröhlich alias Bob Andrews*

»Andreas Eschbach hat eine visionäre *Die drei ???*-Geschichte geschrieben, die absolut spannend ist und immer wieder überrascht. Auch wenn es für mich unvorstellbar ist, dass die drei Detektive diese Entwicklung nehmen werden, fand ich das Buch sehr fesselnd.«

Oliver Rohrbeck alias Justus Jonas

WG 1121
ISBN 978-3-440-17974-1
VQ



9 783440 179741

kosmos.de

Bestseller-Autor Andreas Eschbach reist nach Rocky Beach und erzählt einen atmosphärisch dichten Krimi aus der Welt von *Die drei ???*

KOSMOS